

Akos Doma

## Die Lehrerin

Er besaß keinen Führerschein und musste den Bus nehmen. Der Bus schlängelte sich durch die Wohnviertel den Berg hinauf. Er hielt seinen Geigenkasten zwischen den Beinen und sah aus dem Fenster. Er war fast allein im Bus. Über Nacht hatte es einen Kälteeinbruch gegeben, es wollte am Morgen gar nicht hell werden. Schwarze Wolken zogen über den Himmel, in seinem Handy jagten sich die Nachrichten der Epidemie.

Er dachte nicht daran, dachte nur an den kommenden Samstag. Seit Monaten übte er für den Wettbewerb, Schostakowitschs erstes Violinkonzert, ihm war, als hinge seine ganze Zukunft davon ab. Es war ein Wettbewerb, der überregional Aufmerksamkeit fand, die Konkurrenz würde stark sein, aber er rechnete sich eine Chance aus. Er spürte, wie er mit jedem Tag sicherer wurde und auch die problematischen Stellen glänzend meisterte, wie sich die nötigen Automatismen einstellten. Und doch wurde er das Gefühl nicht los, dass ihm noch etwas fehlte, etwas, was über die bloße Technik des Spiels hinausging, was mit dem inneren Verständnis des Stückes zusammenhing und sich dann doch als spielerische Qualität niederschlagen würde.

Vor zwei Wochen war ihm plötzlich wie aus dem Nichts der Name Natalia Josepovich zugefallen. Sie war Konzertmeisterin eines Philharmonischen Orchesters am Theater einer Stadt hundert Kilometer von ihm entfernt. Sie hatte bereits zahlreiche Schüler zu erfolgreichen Auftritten bei Wettbewerben und Vorspielen geführt, ihr eilte ein geradezu geheimnisvoller Ruf als Violinpädagogin voraus. Dennoch war sie ein Geheimtipp geblieben, selbst im Internet konnte er kaum Information über sie finden, ihr Ruf

verbreitete sich allein durch Mundpropaganda.

So war auch er auf sie gestoßen.

Er hatte eine dünne, kleine Frau von asketischer Erscheinung erwartet, mit hochgestecktem Haar und starrer Miene und einem dazu passenden, grauen Kostüm, wie man sich eine Musikpädagogin der klassischen russischen oder osteuropäischen Schule vorstellte, doch als die Tür nun vor ihm aufging, erblickte er eine salopp gekleidete Frau mit losen Haaren und einem gleichmütigen Ausdruck im Gesicht.

Sie maß ihn ein paar Sekunden mit ihren dunklen Augen, als wolle sie ihn nicht hereinlassen, dann streckte sie ihm die Hand entgegen.

Er hob seine Hände mit einer Abwehrgeste.

„Lieber nicht.“

„So ängstlich?“, fragte sie mit einem spöttischen Lächeln. „Und Sie wollen Schostakowitsch spielen? Nun, wollen Sie rein oder nicht?“

Er reichte ihr die Hand, Samstag war das Vorspiel.

„Sie haben kalte Hände.“

„Es ist kalt ... draußen.“

„Ich habe gerade einen Tee gekocht“, sagte sie. „Damit Sie sich die Hände an der Tasse wärmen können. Setzen Sie sich. Sie sind jung, ich darf Sie doch duzen, nicht wahr?“

Er nickte, natürlich. Sie führte ihn in ein lichtiges Wohnzimmer. Links schloss sich eine offene Küche an, rechts gab eine Glaswand den Blick auf einen halb verwilderten Garten frei. Das Zimmer war schlicht eingerichtet, Möbel aus unbehandeltem Holz, helle Teppiche, eine bequeme Couch mit Tischchen davor, Bücherregale, Bilder, Fotos an den Wänden, Pflanzen in allen Ecken.

Er setzte sich an den Tisch, in der Mitte stand eine lilafarbene

Hyazinthe und erfüllte die Luft mit schwülem Duft. Die Frau goss kochendes Wasser in eine Kanne, er beobachtete sie aus dem Augenwinkel. Sie trug einen schwarzen Pullover, halblangen, rostroten Rock und dicke, schwarze Strümpfe, alles an ihr wirkte lose, angenehm ausgeleiert. Sie mochte im Alter seiner Mutter gewesen sein, dachte er und versuchte sie sich als kleines Mädchen vorzustellen, das vor vielen Jahren als halbes Wunderkind nach Deutschland gekommen war, das hatte er im Internet über sie erfahren. Und die Geschichte, wie sie Ende der 80er Jahre als Studentin der Musikhochschule Freiburg zwangsexmatrikuliert worden war, weil sie sich bei den Proben zum Blockflötenkonzert von Serocki geweigert hatte, wie vorgeschrieben auf ihre Geige einzuschlagen und sie sonst wie zu *vergewaltigen*, wie sie es während ihrer Vorladung in Anwesenheit des Hochschulpräsidenten, des Dirigenten und ihres Professors nannte, wobei sie sich auch nicht nehmen ließ, das Stück als Müll zu bezeichnen.

Sie brachte den Tisch, schenkte ein und nahm ihm gegenüber Platz, indem sie eines ihrer Beine anwinkelte und sich darauf hockte.

„So, erzähl ein bisschen von dir, und dann machen wir uns an die Arbeit.“

Ihre Stimme war tief und warm. Er flocht seine frostigen Finger um die heiße Tasse und erzählte ihr von sich und dem Wettbewerb, den er zu gewinnen hoffte, und sie fragte ihn, ob er etwas über Schostakowitsch und die Sowjetunion und den Bolschewismus wisse, und lauschte aufmerksam, was er erwiderte, was nicht viel war, und hob dabei nicht ein einziges Mal den Blick von der Tischplatte vor sich.

„Heute wirst du mehr darüber erfahren“, sagte sie sich erhebend, als die Tassen leer waren. „Das Übungszimmer ist oben, ich gehe schon mal voraus ...“

Sie hielt inne und sah ihn an.

„Würde es dir etwas ausmachen, dieses ... diesen Ring aus deiner Nase zu entfernen? So kann ich dir nicht ins Gesicht sehen ... Brauchst du Werkzeug dazu?“

„Nein ...“

Er starrte sie an, sie erwiderte seinen Blick.

„Wie alt bist du?“

„Achtzehn, bald neunzehn.“

„Und hat dir mit deinen ... bald neunzehn Jahren noch nie jemand gesagt, dass ein Körper nicht dazu da ist, aufgespießt, durchgestochen, zerschnitten oder sonst wie missbraucht zu werden? Dass ein Körper ... fast hätte ich gesagt ... heilig ist?“

„N-nein.“

„Davon ganz abgesehen, dass das Ding dein ... nettes Gesicht verunstaltet.“

„Geschmäcker sind verschieden ...“

„Schönheit ist keine Geschmackssache. Tu es bitte raus, ich heize inzwischen oben ein. In der Diele hängt ein Spiegel, darin kannst du dich besehen, davor und danach, du weißt schon. Und halte es nicht für Intoleranz meinerseits, es ist Liebe. Das, was du für Toleranz hältst, ist Gleichgültigkeit. Darum ist es so kalt draußen.“

Sein Mund stand noch immer offen, er war zu verwirrt, um etwas zu erwidern.

„Und lass dein Handy hier unten! Wir werden über diese Geräte abgehört, das weißt du doch. An Schostakowitsch werden die Amerikaner genauso wenig ihre Freude haben wie Stalin.“

Ihre Schritte verhallten auf der Treppe. Er erhob sich und trat in die Diele hinaus. An der Wand hing ein einfacher Spiegel mit Holzrahmen, in einer Ecke des Rahmens steckte das Schwarzweißfoto eines Mannes. Er betrachtete den Mann und der

ihn, dann warf er einen Blick auf sich, zog den Ring aus seinem Nasenflügel und betrachtete sich ein zweites Mal. Sein Gesicht gefiel ihm nicht sonderlich. Etwas fehlte daran, etwas Besonderes, Freches, Keckes, er fand, dass sein Gesicht langweilig geworden war.

Der Flur im ersten Stock führte zu einem Zimmer unter einem Schrägdach. Es war schummerig, das Licht, das durch die beiden Dachfenster fiel, war schwach, eine dünne Schneeschicht verschleierte die Scheiben. Er möge sich schon mal einspielen, hörte er die Lehrerin irgendwo im Hintergrund, sie war nicht zu sehen. Er legte die Partitur auf den Musikständer, für alle Fälle, packte seine Geige aus und machte sich an seine Aufwärmübungen, leicht verwundert, dass er so nervös war.

Nach einigen Minuten kam die Lehrerin hinzu und bat ihn, das Stück einmal ganz zu spielen. Sie stellte sich in eine Ecke hinter ihm, kaum sichtbar im Schatten des tiefen, dunklen Daches, und rührte sich nicht ein einziges Mal während seines ganzen Vortrags, blieb so still, dass er sich irgendwann gar nicht mehr sicher war, ob sie überhaupt noch da war. Aber als er seine Violine nach dem letzten Takt absetzte und sich umsah, erkannte er sie noch immer in der gleichen Haltung wie eine dreiviertel Stunde zuvor.

„Gut“, sagte sie. „Du kannst die Noten, wir können zum Wesentlichen übergehen.“

Sie übten den ganzen Nachmittag, erarbeiteten sich das Konzert, Satz für Satz. Immer wieder unterbrach ihn die Lehrerin, korrigierte den Ausdruck seines Spiels, machte ihn auf die inneren Zusammenhänge, die Spannungen und Entspannungen des Stückes aufmerksam, erklärte seinen düsteren Ton aus dem Grauen der Zeit, des Zweiten Weltkriegs, des Kommunismus. Immer wieder nahm sie

ihre Violine zur Hand und spielte die Stellen selbst, erwachte für Sekunden aus ihrem Gleichmut. Er lauschte erstaunt, der mal warme, mal grelle, immer dunkle Klang ihres Spiels durchfuhr seinen Körper, kam ihm ungleich schöner und stimmiger als sein eigener vor.

Einmal fuhr sie ihm abrupt dazwischen.

„Nein, hier weniger Emotion, das ist Effekthascherei. Ein Effekt ... *ein Effekt ist eine Wirkung ohne Ursache* ... Verstehst du?“

„Hm.“

„Weißt du, wer das gesagt hat?“

Er schüttelte den Kopf.

„Das solltest du aber. Wagner. Alles, was du tust, jeder Ton, den du spielst, muss eine Ursache haben. Aus dieser Ursache muss alles hervorgehen und in ein großes Ganzes einfließen. Das ist unser Ziel. Nicht zu lügen.“

Das klang abstrakt, er verstand zwar, was sie meinte, konnte es aber nicht auf sein Spiel beziehen. Da sie es aber immer wieder ansprach, stellte sich bei ihm bald eine Sensibilität dafür ein, begann sich ein Muster, eine Art Matrix in seinem Kopf zu bilden.

Sie übten, versunken und konzentriert, die Welt ringsum schrumpfte zu den kleinen Strichen und Punkten der Partitur zusammen. Als er nach dem letzten Takt den Bogen senkte, war es wie ein Erwachen nach einem langen Schlaf. Die Lehrerin legte ihre Geige in ihren Kasten zurück.

„Jetzt machen wir eine Pause und essen. Einverstanden? Es ist gleich aufgewärmt, ruhe dich derweil aus.“

Sie entschwand nach unten. Er sank auf den Diwan unter dem Schrägdach und pustete durch. Unten hörte er Geschepper und andere Küchengeräusche. Dann wurde es still.

Als er zu sich kam, lag er auf dem Diwan, zugedeckt. Wie das schneebedeckte Fenster über seinem Kopf.

Er sprang auf, ging hinunter.

Die Lehrerin lag auf der Couch, die Arme auf der Stirn gekreuzt. Auf dem Tisch standen zwei Teller, ein überbackener Eintopf und ein Krug Wasser, alles noch unangetastet. Sie hatte auf ihn gewartet, obwohl sie sicher genauso hungrig war wie er, sie muss ihn auch zugedeckt haben.

„Habe ich lang geschlafen?“, sagte er gähmend.

„Nur tief. War es so anstrengend?“

„Nein, nein!“

Sie aßen in Stille, tranken einen Kaffee, es tat gut, alles in dem Haus tat gut, fand er.

Sie kehrten nach oben zurück, für die Generalprobe, wie sie sagte. Es war sieben Uhr, der letzte Zug fuhr kurz vor zehn. Als er seine Geige anlegte, trat sie hinter ihn, drückte mit einer Hand seinen Rücken durch, zog mit der anderen seine Schulter sanft nach hinten.

„So ... du musst Sicherheit ausstrahlen, Souveränität, Freude ... egal, wie es in dir drinnen aussieht, die Bühne kennt kein Privatleben. Die Leute wollen deine Angst nicht spüren, das würde sie an sich selbst erinnern, du musst etwas anderes, etwas Besonderes sein, was sie nicht sind. Stark, selbstsicher, perfekt. Du bist doch ein Mann, oder nicht?“

„Ja.“

„Na also, dann spiele deine Stärken als Mann aus, wie ich meine Stärken als Frau ausspiele, wenn ich spiele. Man wird dich lieben, wenn du das bist, was du bist.“

Sie machte die Deckenbeleuchtung aus und einen Strahler an, das Licht fiel auf ihn wie auf einer Bühne. Sie zog einen Stuhl an die gegenüberliegende Wand und setzte sich. So saß sie da, während er spielte, der Oberkörper aufrecht, die Beine gekreuzt, und obwohl er sie kaum sehen konnte, spürte er ihre Nähe stärker als alles andere.

„Ist das Ihr Mann?“, fragte er beim Abschied auf das Foto im Spiegelrahmen deutend, vielleicht im Übermut des guten Gefühls, das er nach seinem zweiten Vorspiel hatte.

„Ich werde am Samstag an dich denken“, sagte sie. „Aber ja ... das war er, mein Mann.“

Er riss die Augen auf, die nächste Frage lag ihm schon auf der Zunge, aber er sagte nur: „Ich melde mich, wenn ich gewinne!“

„Melde dich auch so.“

Er bedankte sich, einen Moment empfand er den Drang, sich noch mehr zu bedanken, aber das war wohl nicht möglich. Die Tür klickte, er schritt aus, Richtung Bushaltestelle, er fühlte sich euphorisiert. An der Straßenecke blickte er sich noch einmal um. Im ersten Stock des Hauses brannte ein Licht, das musste das Zimmer sein, in dem sie geübt hatten, er wäre am liebsten stehengeblieben und hätte es betrachtet, bis es erlosch.

Als der Bus vorfuhr, griff er plötzlich in seine Tasche und warf die Dose mit seinen Piercings in den Abfalleimer. Er stieg ein und machte sein Handy an. Die erste Nachricht, die über seinen Bildschirm flatterte, kündigte ab kommendem Freitag die völlige Stilllegung des öffentlichen Lebens an, alle Veranstaltungen und Versammlungen waren bis auf Weiteres untersagt.

Am Samstag rief er Frau Josepovich an. Eigentlich hatte er sie gleich, noch aus dem Bus anrufen wollen, es dann aber nicht getan. Nicht dass er nicht gewusst hätte, was er sagen sollte, er hätte soviel zu sagen gehabt, nur hätte er nicht gewusst, wie er ihr hätte erklären sollen, *warum* er es ihr sagen wollte, denn das wusste er selbst nicht.



Er wartete auf den Samstag. Am Samstag konnte er sie anrufen. Denn alles, was man tat, musste eine Ursache haben, und sie hatte gesagt, dass sie am Samstag an ihn denken würde, darum.

Sie hob nicht ab. Er versuchte es einige Male, traf sie aber nie an. Am Sonntag versuchte er es erneut, dann am Montag, an Ursachen dachte er nicht mehr, nur daran dass sie bei der totalen Schließung eigentlich nirgendwo anders sein konnte als zu Hause.

Ein paar Tage später rief er im Theater ihrer Stadt an, um sich nach ihr zu erkundigen. Er wollte ihr sagen, dass er sich in Form halten würde, und sobald es einen neuen Termin für den Wettbewerb gäbe, die Stunde bei ihr gerne wiederholte ... Endlich hob jemand ab, doch kaum hatte er ihren Namen genannt, unterbrach ihn die Stimme am anderen Ende der Leitung leise. Frau Josepovich sei vor drei Tagen gestorben.

„Wie ...?“

Sein Atem stockte, er schüttelte den Kopf.

„Das kann nicht sein, ich ... ich war erst letzte Woche bei ihr ...“

Er verstummte. Wie seltsame, unverständliche Chiffren drangen die Worte an sein Ohr ... ganz schnell ... Freitag ins Krankenhaus ... akute Corona-Symptome ... Sonntag Morgen gestorben ... heute beigesetzt ... Theater unter Schock ...

Er schloss die Tür hinter sich. Draußen war es sonnig, er lief los, ziellos durch den Frühling. Die Straßen waren verlassen, die Läden geschlossen, weit und breit war niemand zu sehen. Er ging Richtung Stadtpark, das merkte er aber erst, als er schon über die geschotterten Wege schritt. Er war allein, mit sich, seinem Schatten, seinem Geheimnis.

Er konnte nicht aufhören, an die Lehrerin zu denken, immer wieder blitzten Momente jenes Tages in seinem Gedächtnis auf. Er

hätte es mit der Stunde nicht so eilig haben sollen, dachte er. Aber wie hätte er das vorhersehen können? Es war ja auch nicht gesagt, dass er es gewesen ist, es war eben nur gut möglich. Damals, vor zwei Wochen, als er in der Mensa das Gulasch gegessen und sich gewundert hatte, warum es nach nichts schmeckte, bis ihm plötzlich klar wurde, dass es an ihm selbst lag, dass er keinen Geschmackssinn mehr hatte, da, da hätte er aufhorchen müssen. Aber er hatte ja keinerlei Beschwerden gehabt, hatte sich ein bisschen schlapp gefühlt, wie sonst auch, nicht der Rede wert. Und doch hatte er kurz erwogen, die Stunde abzusagen, nur so, zur Sicherheit. Warum hatte er es nicht getan? Wäre ihm nur der Wettbewerb, der verdammte Wettbewerb nicht so wichtig gewesen, als hätte sein ganzes Leben davon abgehungen.

Er ging durch das Gras, sein verzerrter Schatten ging ihm voraus. Er blieb stehen, starrte darauf, drehte sich um, um ihn loszuwerden, doch nun folgte er ihm auf den Fersen. Und da wusste er, dass ihn dieser Schatten fortan immer begleiten würde, wohin er auch ging und was er auch tat, dass er jetzt zu jenen gehörte, die einen Schatten warfen, auch wenn die Sonne nicht schien.